

Sonntag, 7. April

Der heutige Sonntag ist ein Werktag, weil man das Wochenende auf Freitag und Samstag vorgezogen hat. Da wären bei uns die Bischöfe dagegen, aber hier werden sie nicht gefragt.

So gegen 12 Uhr gehe ich in die Uni. Heringa ist da, der europäische Ko-Dekan. Ich klopfte ein wenig an die offene Tür und gehe rein in das Büro. „Däubler?“ Er denkt etwas nach, dann kommt ihm der Gedanke, ich sei wohl der, der für das erste Studienjahr des Aufbaustudiengangs unterrichte. Ich erzähle ihm, dass ich derzeit vergleichendes Arbeitsrecht lese; im letzten Herbst hätte ich mich um deutsches Zivilrecht und um Datenschutzrecht gekümmert. Ja, die Deutschen seien eben Vorbilder im Zivilrecht. Ich ergänzte, in der früheren Sowjetunion hätte ich immer Niederländer getroffen, die wegen ihres neuen BGB besonders begehrte Berater waren. Es gefällt ihm, dass ich seine Landsleute lobe, und er meint, in China seien sie auch sehr gesucht. Ist mir völlig neu, aber ich widerspreche nicht.

Er ist zum zweiten Mal mit einem Touristenvisum eingereist, will sich aber nicht um ein Jahresvisum (wie ich eins habe) bemühen. „Wenn mich die Chinesen haben wollen, dann sollen sie mir auch ein entsprechendes Visum geben.“ Irgendwie geht er davon aus, dass es von alleine kommt. Die Chinesen wollten nur ihre Macht zeigen und ihm alle vier Wochen dokumentieren, dass es von ihnen abhängt, ob er wiederkomme oder nicht. Sie seien auch sehr auf Sicherheit bedacht. Bei einer Konferenz müsse man die beabsichtigten Teilnehmer namhaft machen, aber später könnten ganz andere kommen, da habe das Sicherheitssystem eine Lücke. Überall habe es „loopholes“, genau wie in der früheren Sowjetunion. Die Chinesen würden oft ihr eigenes System nicht verstehen, irgendwie ein hoffnungsloser Fall – so klingt es jedenfalls. Seine Sprechweise erinnert mich fatal an einen preußischen Offizier, ein etwas abgehacktes Englisch, nicht so wie Niederländer sonst reden. Und von einem freundlichen Zugehen auf das Gastland keine Spur. Er hat Ninons Wohnung übernommen, in der nach ihrem Wegzug Bruha gewohnt hatte. Der Vermieter hat ihm gleich mit vier Wochen Frist gekündigt („das kann man in China“, sagt er etwas grimmig) und am nächsten Donnerstag zieht er in sein neues Appartement um. Warum ihm gekündigt wurde, frage ich lieber nicht, vermutlich hat er dem Chinesen gesagt, er solle mal dallidalli das Treppenhaus sauber machen, und so was mögen die nicht.

Am Mittwoch komme der EU-Botschafter und würde bei uns einen Vortrag halten. Worüber? Das wisse er nicht, das sei ihm auch völlig egal. Wichtig sei, dass er die Botschaft mitbringe,

die Law School werde von der EU weitere fünf Jahre gefördert. Das werde geschehen, und das sei die Hauptsache. Irgendwie hat er da Recht. Der Botschafter sei ein Deutscher, Ederer mit Namen, der komme am Mittwoch um halb vier. Ich werde natürlich auch da sein. Dann stürmt er raus in das Zimmer gegenüber, wo Zeng Binbin und Ma Anna sitzen und erklärt, der Vortragstermin müsse sofort auf die Website. Die reagieren beide etwas verhalten, aber nicken natürlich mit dem Kopf. Ein persönliches Wort wird nicht gewechselt.

Wir vereinbaren noch, dass wir uns zum Mittagessen treffen. Am Montag geht es nicht, da will er sich um die Richterakademie kümmern. Am Dienstag um 12 Uhr 15 unten in der Kantine, irgendwie klingt es nicht ganz überzeugend. Ich sage ihm auch, ich hätte bis 12 Uhr 10 Lehrveranstaltung, da könne es wegen des Wegs vom Hörsaalgebäude aus etwas später werden.

Zwei Stunden später erzähle ich Zeng Binbin die Geschichte mit den fünf Jahren, die natürlich nicht auf die Website kommt. Bisher sei man immer von zwei Jahren ausgegangen, weil das Geld ja noch für weitere zwei Jahre reicht. Besonders groß ist die Begeisterung aber nicht. Auch sie haben nur gelegentlich dienstlich mit Heringa gesprochen, sie sagen nichts Böses über ihn, aber es ist klar, dass er nicht besonders hoch im Kurs steht.

Abends treffe ich mich mit drei Studentinnen zum Abendessen. Immanuel hat sie ausgesucht. Ich will mal nicht über Politik und Partei reden, sonst wird es allzu penetrant, weil sie sich sicher wechselseitig erzählen, wie so ein Abend gelaufen ist. Also frage ich sie nach den Provinzen, aus denen sie kommen. Die Kleine kommt aus Hunan, weshalb sie meinen Vorschlag gerne akzeptiert, dass wir in die Hunan-Gaststätte gehen. Die andern sind etwas weniger begeistert, aber auch nicht dagegen. Die Mittelgroße kommt aus Henan, der Nachbarprovinz von Beijing und braucht nur zwei Stunden, um zu ihren Eltern zu fahren. Die Große kommt aus Beijing selbst, ihr Vater hat irgendeinen militärischen Rang, sie braucht aber wegen des Verkehrs und der Größe der Stadt drei Stunden, um nach Hause zu kommen.

Im Hunan-Restaurant ist im Erdgeschoss gerade noch ein Tisch für vier Personen frei, das passt gut. Die Bestellung ist immer etwas kompliziert, weil nicht so recht akzeptiert wird, wenn ich sage, sie wüssten besser, was gut schmeckt. Einen gemeinsamen Vorschlag zu machen ist auch schwierig; letztlich entscheide doch ich auf der Grundlage der abgebildeten Speisen.

Ich erzähle die Geschichte mit dem Botschafter und dass die Schule für fünf weitere Jahre gefördert würde. Sie sind hellauf begeistert. Es wäre ja auch nicht gut, wenn sie zwar ihren Abschluss machen, die Schule aber anschließend dicht gemacht wird; das sehen sie genauso. Ich bremsen ein wenig die Begeisterung: Der europäische Ko-Dekan habe gemeint, es gehe in China wie in der Sowjetunion zu. Plötzlich kommen sie mit der These, in der Sowjetunion sei es doch gar nicht so schlecht gewesen; das war mir so noch nie gesagt worden. Also rede ich lieber nicht weiter vom Ko-Dekan, dafür aber von der Sowjetunion. Sie hätten da gar nicht so Unrecht, und ich könne da meine Erfahrungen 1959 und 1982 vergleichen (wer mich genau kennt, kann die folgenden Abschnitte als „bekannt“ überlesen).

1959 war das ein Land, wo man außerordentlich freundlich empfangen wurde. Ich war als Student dorthin gereist, mit langen Zugfahrten; die Studentinnen wundern sich, dass der Züge nie schneller als 60 km/h fuhren und man bei den Zwischenhalten immer erst einstieg, als der Zug sich langsam in Bewegung setzte. Aber das ist ja auch mehr als ein halbes Jahrhundert her. Im Zug wurde man in die Abteile zu einem Tee eingeladen. Wie steht es bei Euch? Wie lebt Ihr? Was kostet ein Kilo Mehl, was ein Kilo Butter? Wie seid Ihr hierher gekommen? Willst Du ein Schachspiel machen? Moskau haben wir uns dann angeschaut. Ich erzähle von den Getränkeautomaten, wo sich jeder für einen symbolischen Preis bedienen konnte. Mich beeindruckte, dass dort ein Dutzend Gläser standen. Man nahm sich eins, drückte es mit dem Rand nach unten auf eine bestimmte Stelle, wo dann Wasser von unten kam, um es zu desinfizieren. Dann stellte man das Glas unter den „Hahnen“ und bekam seine Limonade oder was auch immer. Nur: In Deutschland wären damals die Gläser bald verschwunden gewesen, hier war das nicht der Fall. Genauso im Bus: Man legte einfach das Geld in eine große Schale und niemand ging deshalb unter die Schwarzfahrer oder nahm gar was von dem Geld mit.

Dann kam Sotschi, der Name ist meinen drei Studentinnen nur wegen der nächsten olympischen Spiele bekannt. Ich bin dort von unserem „Lager“ gegen das offizielle Verbot per Anhalter gefahren und wollte später dann mit dem Zug zurück: Nein, als Ausländer müsse ich nichts bezahlen. Ich stieg ein in den Triebwagen, und als die Schaffnerin kam, sagte ich ihr, man hätte mich ohne Fahrschein reingelassen. Das solle ich nicht so laut sagen, das sei schon in Ordnung, meinte sie. Überall sind die Leute einem mit Freundlichkeit begegnet. Was das konkret bedeutete, kommt sehr gut in einem Lied von Andert zum Ausdruck, das das

Warten auf dem Roten Platz in Moskau vor dem Lenin-Mausoleum schildert – man kann es auf YouTube hören („Macht Platz, Genossen, für den da, der kommt weit her aus Berlin...“).

Szenenwechsel. 1982 Moskau, Hotel Ukraina, eines von den Stalinschen Bauwerken. Ich fuhr vom Flughafen aus mit dem sowjetischen Kollegen dorthin, und der musste erst mal jemanden auftreiben, der für die Rezeption und die Vergabe der Zimmerschlüssel zuständig war. Als er die Frau ausfindig gemacht hatte, musste er – wie er mir später sagte - eine Weile freundlich mit ihr reden; erst dann war sie bereit, meinen Pass entgegen zu nehmen und mir ein Zimmer zu geben.

Am nächsten Morgen dann das Problem mit dem Frühstück. Der erste Tisch links im Speisesaal sei für die ILO-Leute (zu denen ich gehörte) reserviert, war mir bei der Abgabe des Passes gesagt worden. Dort setzte ich mich hin und sagte es auch dem Kellner. Nein, ich bekomme kein Frühstück, meinte er, ich sei ein Einzelmensch, aber keine „Delegazia“. Nun gab es im Prinzip auf jedem Stockwerk eine „Bar“, wo man Brot, Tee, vielleicht auch Kaffee bekommen konnte. Ich ging zurück in mein Zimmer und suchte die „Bar“ auf meinem Stock. Aber sie war „sagrüt“, geschlossen; im Stockwerk darüber war sie „na Remont“, in Reparatur. Im Stockwerk darunter war sie offen, es gab aber nur Tee und Brot, was aber besser als nichts war. Nur hatte ich keine Rubel, um das zu bezahlen, und ein Umtausch war nur mit Pass möglich, und den hatte ich ja abgegeben. Die Bedienung war eine dicke ältere Frau, die meinte, das koste alles ja eh kaum was, ich solle es mir halt schmecken lassen. Das war für mich ein Stück der alten Zeit, wie 1959, aber es blieb das einzige.

Nach dem „Frühstück“ kam ein sowjetischer Kollege und wir kümmerten uns um meinen Pass. Den bekamen wir nur wieder, wenn er gleich meine ganzen Unterkunfts-kosten per Scheck bezahlte, was er auch tat. Dann musste ich aber noch in einem dicken Buch eine Unterschrift leisten. Wieso? Was ich da unterschreiben würde? Podpischajete, unterschreiben Sie, war die Antwort, sonst gebe es Schwierigkeiten. Es waren vielleicht Hunderte von Unterschriften drin, und ich wollte weiterhin einfach wissen, welchen Text ich da unterschreibe. Das war noch nie passiert, und die Russin wurde ersichtlich wütend. Da unterschrieb einfach mein Begleiter, ist ja auch egal, Hauptsache Unterschrift. Ich bekam meinen Pass wieder. Dann der Geldumtausch. Fünf Schalter gab es, an einem gab es eine Schlange mit vielleicht zwanzig Personen, an den andern stand niemand. Mein Begleiter sagte

mir, nur die eine Frau habe die Ermächtigung, mit ausländischem Geld umzugehen, die andern hätten sie nicht. Deshalb müsste sie die ganze Arbeit machen.

Das sind irgendwie zwei Welten, versuchte ich meinen Zuhörerinnen zu vermitteln, 1959 und 1982. Ob so eine Geschichte wie 1982 auch in China passieren könne? Sie zögerten etwas, aber dann waren sie einig, dass das nicht der Fall sein könne.

Ich wollte ja eigentlich nicht über Politik reden, sondern über Persönliches und Probleme des Studiums. Im Prinzip sind sie ganz zufrieden mit ihrem ersten Dreivierteljahr. Wir reden über das Examen, das sie in jedem Kurs machen; das „Skript“ erwähne ich nicht mehr, obwohl die Große wohl diejenige ist, die im letzten Herbst eines für alle Teilnehmer gemacht hat. Die Berufspläne gehen mehr in Richtung „law firm“, weniger in Richtung Verwaltung oder Gericht. Bei der internationalen Ausrichtung des Studiengangs ist dies auch konsequent. Eine gewisse Unentschlossenheit ist aber nicht zu verkennen; wäre mir genauso gegangen.

Beim Weg zurück ins Hotel sage ich, nun hätten wir effektiv nicht über Politik geredet. Das schlägt irgendwie die Brücke zur neuen Führung. Die Frau von Xi Jinping ist als Sängerin wirklich populär. Anlässlich des 60. Jahrestages der Volksrepublik wäre sie im Jahre 2009 auch wieder öffentlich aufgetreten und hätte ein Lied gesungen. Ansonsten ist sie die verantwortliche Parteisekretärin für die Kulturschaffenden in der Armee. Die Große sagt, Xi Jinping sei noch nicht populär, aber er werde es sicher in absehbarer Zeit sein. Er habe in der Vergangenheit wenig persönliche Kontakte gepflegt („jeder will einen Gefallen von ihm“, schließlich war er seit zehn Jahren Vizepräsident), sei immer für sich geblieben. „Dann habe er sich also nur von seiner Frau beraten lassen“, meine ich, aber das weiß sie dann nicht so genau. Ich fände es aber nicht gut, wenn jemand keine „Rückkoppelung“ habe, man müsse mit den Leuten reden, um ihre Probleme zu verstehen. Wahrscheinlich ist das jetzt zu spät; nach Tübingen einladen können wir ihn jedenfalls nicht, denke ich mir.

Montag, 8. April

Ich behandle die Leiharbeit im Kurs. Es gibt sehr viele Rückfragen, weil die Materie nicht ganz unkompliziert ist. Die neue chinesische Regelung kennen sie nicht, die muss ich ihnen aus dem Gedächtnis erklären. Es klappt aber ganz gut. Viele schreiben mit, vielleicht gibt es

doch kein Skript. Jedenfalls hat mich auch niemand gefragt, ob denn eine Aufnahme auf Tonband möglich sei.

Im zweiten Teil gehe ich über zur Implementation von Arbeitsrecht. Wie immer viel Interesse an der Frage, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, dass die Arbeitsaufsicht wirklich unabhängig von den zu kontrollierenden Unternehmen agieren kann. In diesem Rahmen spielt ja auch die Korruption eine nicht unbeträchtliche Rolle. Wie immer viele Notizen, aber wenige Rückfragen.

Nach der Veranstaltung bekömmliches Essen in der Kantine. Unterhaltung mit Zeng Binbin und Ma Anna über Heringa. Sie sind einigermaßen skeptisch. Mein teaching assistant hatte mir erzählt, Fang habe auf seinem Blog geschrieben, der Hamburger Master berechtige in Deutschland (und anderswo) zu nichts. In der Tat kann man damit allein nicht vor Gericht auftreten oder selbständig beraten. Man kann wohl nur bei einem Anwaltsbüro unterstützend tätig sein, aber auch das muss ich im Rechtsdienstleistungsgesetz nachschauen. Es hat aber zumindest einen moralischen Wert, wenn man in China in ein Anwaltsbüro will. Das kann ein ausländisches wie ein chinesisches sein. Lazare hatte mir erzählt, mehr als die ausländischen Kanzleien würden die großen chinesischen Kanzleien verdienen; das wundert sie sehr. Ich meine, dass vermutlich das Vertrauen eine beträchtliche Rolle spiele; manches mache man eben lieber mit den eigenen Landsleuten.

Sonst ist an diesem Tag nicht viel passiert; ich habe insbesondere meine Druckfahnen zur 4. Aufl. von „Internet und Arbeitsrecht“ korrigiert und bin in schnellem Tempo spazieren gegangen, weil der Wind ganz schön kalt ist.

Dienstag, 9. April

Morgens meine vier Stunden Lehrveranstaltung. Immanuel verliest die Liste der Teilnehmer, nur zwei der Studenten, die auf der Liste stehen, fehlen. Zunächst geht es um die Umsetzung des Rechts mit Hilfe von Gerichten. Dann kommt das Problem der „Selbsthilfe“ über das Zurückbehaltungsrecht: Wenn eine Seite ihre Pflichten nicht mehr erfüllt, muss auch die andere nicht mehr leisten. Das ist ihnen allen aus dem Zivilrecht vertraut. Wenn also der Arbeitgeber den Lohn nicht bezahlt, muss man nicht weiterarbeiten. Da kommen nun die Einwände: Das chinesische Vertragsgesetz klammere den Arbeitsvertrag ausdrücklich aus,

das Arbeitsvertragsgesetz enthalte aber keine Bestimmung für einen solchen Fall. Also gebe es das eben im Arbeitsrecht nicht. Da sei doch ein allgemeiner Grundsatz für alle Verträge setze ich dagegen, aber das erscheint ihnen allzu mutig. In der Pause kommen einige und verstehen den politischen Sinn der These: Es geht nicht um einen Streik, es geht nur um die gebündelte Ausübung von Individualrechten, man kann keine Lohnerhöhungen erzwingen, sondern nur für die Umsetzung bestehender Ansprüche sorgen. Aber sich das wirklich zu Eigen machen – der Positivismus steht da (aus Unsicherheit?) irgendwie dagegen.

In der zweiten Hälfte geht es um Tarifverhandlungen und darum, dass bei uns in Europa die Schlichtung freiwillig ist. Wie so Tarifverhandlungen laufen, erzähle ich, und meine Erlebnisse mit der IG Metall in Baden-Württemberg und der Schlichtung, die dann im Ergebnis doch nicht stattfand.

Beim Mittagessen bin ich fünf Minuten zu spät in der Kantine, aber Heringa ist nirgends zu sehen. Ich gehe kurz hoch in den 3. Stock, wo die Dienstzimmer sind, aber seines ist verschlossen. Es schmeckt dann aber trotzdem sehr gut.

Nachmittags Vorbereitung der Lehrveranstaltung für morgen; ich fand mich ein klein wenig unkonzentriert, und das muss ja nicht sein. Der spontane englische Wortschatz ist eben nicht so groß wie der deutsche, und da ist es gut, wenn man sich vorher relativ präzise überlegt, was man im Einzelnen sagen will.

Abends spazieren gehen und Einkaufen, Fahnen korrigieren, E-Mails beantworten – fast eine Annäherung an zu Hause. Im Hotel wird einem immer mit einer Verbeugung die Eingangstüre aufgemacht, und wenn jemand in der Nähe ist, wird auch das Knöpfchen für den Aufzug gedrückt. Ich bin eben mittlerweile ein „altgedienter“ Gast.

Von Frau Hao habe ich nichts gehört, obwohl sie in der zweiten April-Woche Zeit haben wollte. Werde ihr wohl eine E-Mail schicken. Irgendwie muss man ja auch für die Zukunft klären, wie sich unsere beiden Veranstaltungen zueinander verhalten; andernfalls riskiere ich, dass eben nur noch ein „Arbeitsrecht“ angeboten wird und dann bin ich draußen.

Mittwoch, 10. April

Die Veranstaltung läuft sehr gut, es geht schwerpunktmäßig um Arbeitskampf. Ich erzähle, dass er nicht nur bei Tarifrunden vorkommt; auch ungewöhnliche Formen wie Flashmob finden Erwähnung, und die Studenten freuen sich über derlei regelwidriges Verhalten. Alle möchten natürlich wissen, was im Examen drankommt, aber das kann ich ihnen nicht verraten.

Beim Mittagessen treffe ich Felix Kruppa, den Deutschlehrer, der gerade einem Chinesen gegenüber über eine bestimmte Person schimpft, die immer nur behauptet, alles Mögliche zu können, aber in Wirklichkeit nichts hinbringt. Handelt es sich um eine typische Chinesen-Eigenschaft? So ganz deutlich sagt er es nicht, aber irgendwie gewinnt man schon den Eindruck. Je nach Situation will einer natürlich nicht sein Gesicht verlieren und sagen, dass er bestimmte Sachen nicht könne; da entsteht dann so was. Es lässt sich aber nicht wirklich klären.

Nachmittags um halb vier ist der Vortrag des EU-Botschafters. Es sind an zentraler Stelle auf dem Campus Plakate aufgehängt worden mit seinem Bild und auf Englisch wie auf Chinesisch mit seinem Lebenslauf. Er hat auch mal beim BND gearbeitet, was ganz offen – genau wie im Internet – bekundet wird. Viele Studenten sind da, von den Kollegen, soweit ich sehe, niemand. Er kommt samt Heringa und Liu Fei eine Viertelstunde zu spät, was nicht auf den Straßenverkehr geschoben, sondern mit einem langen Gespräch mit dem CUPL-Präsidenten Huang begründet wird. Thema ist die „rule of law“ als ein Prinzip, das er schlauerweise auch mit einem Menzius-Zitat unterlegt. Das ist ein anderes Kaliber als Heringa, freundlich, dem Land zugewandt, erzählt so nebenbei von seinen Kindern, die hier in die Schule gehen, und dass er mit seinem Chinesisch nicht so schrecklich weit sei. Haben offensichtlich eine ganz gute Personalpolitik betrieben in Pullach. Er gibt auch zu, dass es bei uns („auch in Deutschland“) im Grunde alle denkbaren Übel bis hin zur Korruption gebe, nur sei die „judicial review“ etwas stärker ausgeprägt als hier. Später sagt mir dann mein teaching assistant, er habe früher immer gedacht, in Europa sei alles perfekt, inzwischen sehe er das aber etwas anders.

Dann kam eine Diskussion mit vorbereiteten studentischen Beiträgen. Verantwortlich dafür, wer was fragte, war wohl Zeng Binbin. Ich habe ihr gegenüber später die klugen Fragen

bewusst gelobt. Einer wollte wissen, wie bei der EU-Gesetzgebung eigentlich die Folgenabschätzung erfolge. Man müsse, so der Botschafter, bei allen Vorhaben beispielsweise die Auswirkungen auf die Umwelt berücksichtigen. Das könne durchaus dazu führen, dass eine Straße nicht gebaut werde oder dass man unter der Straße Tunnels anlege, damit Frösche und anderes Getier ihre angestammten Wege behalten könnten. Wie man die Interessen in Europa berücksichtige und sie in die Gesetzgebung eingehen würden? Ja, man verhandle eben über Kompromisse, das sei oft sehr kompliziert. Das Verhandeln gelte auch für die Währungsfrage, wo man vielleicht ein bisschen zu spät reagiert habe, aber man sei auf einem sehr guten Weg.

Am Ende kam die Hauptfrage, die er schon in seinem Referat angesprochen hatte. Wie geht es mit der China – EU School of Law weiter? Man habe beschlossen, die Förderung durch die EU bis Ende 2014 zu verlängern. Das sind dann insgesamt zwei Jahre vom eigentlichen Auslaufen Ende 2012 an gerechnet. Dann könnte sich die Phase II anschließen, die dann wieder fünf Jahre dauert. Dafür braucht man aber einen neuen Antrag, der genehmigt werden muss. So als Nebenbemerkung sagt er, er sehe keine Hindernisse, aber es ist klar, dass insoweit noch keine Zusage vorliegt. Also deutlich weniger als das, was Heringa in Aussicht gestellt hatte. Für die Beteiligten, insbesondere für die neuen Studenten, besteht weiter Unsicherheit.

Nach der Veranstaltung kurzes Gespräch mit Heringa. Er sei gestern leider nicht da gewesen, da er seinen neuen Mietvertrag hätte unterschreiben müssen. Na ja, er hätte mir ja einen Zettel an der Türe befestigen können. Wenn er die Chinesen genauso behandelt...

Donnerstag, 11. 4.

Um 11 Uhr will mich die Renmin-Uni abholen. Mittagessen mit Zhu, der mal in Bremen promoviert hat und jetzt irgendwie Professor ist, in welcher genauen Position, weiß ich nicht. Vorher gehe ich noch in die Uni, weil mich Li Xiaolu angemailt habe, sie würde gerne was mit mir besprechen. Einmal geht es um eine Stellenausschreibung in Hamburg für eine Tätigkeit im Rahmen des Projekts. Ich übersetze ihr den Ausschreibungstext so gut es halt geht; entscheidend ist, dass sie mit einem Chinesen redet, der dort bisher tätig ist und ihr Auskunft über die Anforderungen, die etwa notwendigen Deutsch-Kenntnisse usw. geben kann. Der zweite Punkt ist aber der eigentlich wichtige: Sie hat einen Ausdruck eines in den

USA erschienenen Aufsatzes über das deutsche System der Akkreditierung neuer Studiengänge. Dort war ganz genau beschrieben, dass dabei ein Besuch vor Ort stattfinden muss und dass Gespräche mit Professoren und Studenten geführt werden müssen. Das sei hier nie passiert, meinte Li Xiaolu. Also sei Hamburg wegen fehlender Akkreditierung eigentlich gar nicht befugt, einen Master zu vergeben. Sie wolle das Heringa aber nicht sagen, weil das einen Konflikt gebe; ich biete an, dass ich es tue.

Zweites Problem ist mein Gehalt. Die Finanzabteilung hätte es vorbereitet, ich könne es morgen Vormittag abholen. Es liege „in cash“ bereit, was ein wenig Probleme bereitet: Es gibt ja keine größeren Scheine als 100 Yuan, und das bedeutet, dass ich – da keine Steuer abgezogen wird – 1000 Stück davon kriege. Da muss ich schon eine dicke Tasche mitbringen, damit nicht bei der kleinen, die ich immer benutze, da und dort ein Geldschein hervorlugt. Um 9 Uhr sollte ich morgen da sein; sie hätten wegen des Examens für die Neuen keine Zeit mitzukommen, doch würde dies mein Teaching assistant tun.

Eigentlich hatte ich vor, auf der Fahrt zur Renmin das Papier über die Akkreditierung zu lesen, aber das ging nicht: Es kam ein sehr interessierter Student mit dem Taxi, um mich abzuholen. Er hatte eine Unzahl von Fragen über Europa, und die musste ich ihm natürlich beantworten. Kein Vorurteilsmensch, der alles in Europa gut und alles in China schlecht fand. Auch unheimlich interessiert an Datenschutz im Zivilrecht; ich erklärte ihm das allgemeine Persönlichkeitsrecht und seine Grenzen. Also redeten wir rund eine Stunde, bis wir dann an einem schönen Restaurant ankamen. Es war das Professoren-Restaurant der Renmin, das aber öffentlich zugänglich ist. Zhu empfing mich, der Student war nicht mehr dabei.

Zhu ist Zivilrechtler, liest gerade Vertrags- und Deliktsrecht, was ihn zeitlich voll in Anspruch nimmt. Er war schon immer ein Anhänger des Geld Verdienens, nicht primär ein Kritiker fehlender Rechtsstaatlichkeit wie Libin Xie. So ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass er nebenbei „independant director“ einer Bank ist, die vorwiegend an kleine und mittlere Unternehmen Geld gibt. Sie liegt in Shandong und orientiert sich am Vorbild deutscher Sparkassen. Die Bank sei an freundschaftlichen Beziehungen interessiert, man könne da von den deutschen Erfahrungen eine Menge lernen. Offensichtlich geht es um eine Einrichtung, die zuerst in der Halblegalität existierte, aber letzten Herbst dann legalisiert wurde, weil man in Zhejiang gute Erfahrungen mit dieser Art von Finanzinstituten gemacht hatte. Ich erzähle, dass die Kreissparkasse Tübingen nur 1,7 % Zinsen verlange, was sie sich leisten könne, weil

sie so viele Einlagen habe, dass sie sich gar kein Geld vom Kapitalmarkt borgen müsse. Ganz so viele Einlagen haben sie nicht, aber man kann darüber reden. Mal schauen, ob er konkreter wird.

Der Student, der mich abgeholt hatte, hatte schon darauf hingewiesen, es würden möglicherweise nicht viele zu meinem Vortrag kommen. Wir gingen von der „Professorenmensa“ in das neue Gebäude der Juristen, ein prächtiger Bau von zehn Stockwerken. Unten im Erdgeschoss Bilder von chinesischen Juristen; die Renmin-Universität war die erste juristische Fakultät in der Volksrepublik. Da gab es „den“ führenden Juristen, wohl mit Karl Polak in der DDR vergleichbar, seinen Namen habe ich mir leider nicht notiert.

Im Vortragsraum dann ganze zwei Zuhörer, der Student, der mich abgeholt hatte, und noch ein weiterer. Meine Powerpoint-Präsentation, die ich vom letzten Jahr noch hatte, lag ausgedruckt vor, war aber nicht ins Chinesische übersetzt worden. Zum selben Thema „Datenschutz“ hatte ich im letzten Herbst an der CUPL gut 25 Hörer und habe für den Vortrag auch ein Honorar bekommen. Hier soll wohl gar keine öffentliche Veranstaltung, sondern nur so ein Gespräch stattfinden. Es sei auf der Website der Uni angekündigt worden, wird mir gesagt, aber wer kann das schon als Langnese beurteilen. Nach einigem Warten kommt noch eine jüngere Kollegin, die als Assistenzprofessorin einen Lehrstuhl für „Menschenrechte“ hat.

Irgendwie hat man keine große Lust, sich bei einem so kleinen Publikum anzustrengen, zumal auf Englisch. Ich erzähle halt was über die Grundstrukturen des Datenschutzes und dass er nicht in ein bestimmtes Rechtsgebiet hineinpasst, sondern eine Art Querschnittsmaterie sei. Beispiele aus dem Strafprozess, später dann aus dem Zivil- und dem Arbeitsrecht. Dass man den Arbeitgeber oder den Vermieter bei unzulässigen Fragen anlügen könne, weckt Erstaunen. Wir kommen auf Antidiskriminierung zu sprechen. Im „Beschäftigungsgesetz“ von 2008 gibt es das auch in China, allerdings in relativ unbestimmt klingender Form, und den Kollegen ist es ersichtlich nicht einmal bekannt. Ein Professor von der Renmin hätte einen Gesetzentwurf zum Antidiskriminierungsrecht gemacht und ihn an den Nationalen Volkskongress geschickt, aber er hätte keine Reaktion erhalten. Irgendwie komisch. Ich würde von vorne herein keinen Gesetzentwurf an den Bundestag schicken, sondern versuchen, im Ministerium oder bei einer Fraktion Verbündete zu finden. So ein

demonstrativer Akt bringt doch nichts, denke ich mir. Ich erzähle ein paar Fälle aus der Rechtsprechung – etwa der statistische Beweis für Diskriminierung – was Interesse findet, obwohl es mit Datenschutz kaum etwas zu tun hat.

Rückfahrt nach Changping in einem Taxi, das ich selbst bezahlen durfte. Es war gar nicht einfach, eines zu finden, weil Changping vielen Fahrern zu weit draußen lag. Aber irgendwann hatten wir doch eines, und ich hatte Zeit, das Papier über die Akkreditierung zu lesen.

| Im Hotel schreibe ich gleich mal eine E-Mail an Ninon.

Im DGB wollen sie über neue Leiharbeitsstarife verhandeln, und ich schreibe eine lange Antwortmail an Eva Völpel von der taz, der das auch nicht gefällt. Labournet hat einen offenen Brief verfasst, aber der Kreis der Kritiker ist deutlich enger als bei dem vergleichbar dummen Projekt mit der Tarifeinheit. Die Vorstände werden es wohl durchziehen und sich darüber freuen, auch in Zukunft eine flexible Manövriermasse in den Betrieben zu haben, die im Krisenfall als erste gehen muss. Wie war das noch mal mit dem Solidaritätsprinzip als Grundlage gewerkschaftlichen Tuns? Nur böse Menschen stellen solche Fragen.

Hao Qian hat schon gestern eine Mail gekriegt, ob wir uns denn vor meiner Abreise noch treffen könnten, aber bislang ist noch keine Reaktion da. Wenn es nur eine Arbeitsrechtsveranstaltung gibt, ist es klar, dass sie das macht, und ich bin dann „beschäftigungslos“. Wahrscheinlich will sie dieser Frage aus dem Weg gehen, obwohl ich ihr ja anbieten würde, meine Veranstaltung in „Comparative Industrial Relations“ umzubenennen.

Freitag, 12. 4.

Ich bin um 9 Uhr in der Uni, aber niemand ist da. Der ganze Stock wie ausgestorben. Ich bleibe einige Zeit in meinem Zimmer, lasse die Türe offen und gehe im Computer an meine Mails; vielleicht taucht ja doch noch jemand auf. Das war aber nicht der Fall und gegen zehn gehe ich nochmals am Zimmer von Zeng Binbin und Ma Anna vorbei; dort hängt ein kleiner Zettel, sie seien den Rest des Tages nicht da. Muss halt das Geld warten, bis es einen Abnehmer findet.

Im Hotel dann Fahnenkorrektur, weil ich heute ja nur noch Deutsch rede. Um 14 Uhr kommt die Ebert-Stiftung in Form von Romy Siegert und dem Fahrer Li, um mich zum Institut für industrielle Beziehungen zu bringen. Dort erwarten mich so um die 50 Studenten; Wang Jianbin ist da, der ja sonst für prominentere Leute übersetzt. Er freut sich über den Betriebsräte-Comic, den ich ihm mitgebracht habe.

Ich gebe auf Deutsch einen Überblick über das Verhältnis von Arbeit und Kapital – eine Stunde lang, was einer Netto-Redezeit von einer halben Stunde entspricht. Ein gewisses Erstaunen bei den Zuhörern, dass es für die Arbeitnehmer von 2000 bis 2010 trotz der schönen Tarifautonomie rückwärts ging; man konnte sich mit seinem Gehalt am Ende dieses Zeitraums 2,5 % weniger kaufen als am Anfang. Ich rede über die Bildung von Berufsgewerkschaften und schildere im Einzelnen die Umstände, die beim Marburger Bund und bei der Gewerkschaft der Flugsicherung zur „Verselbständigung“ geführt haben. Dann Überblick über neue Arbeitskampfformen wie Flashmob (worüber sie sich freuen) und Second Life, wo im Internet der Tarifkonflikt nachgespielt und eine Vorstandssitzung von IBM Italien gesprengt wurde – mit der Folge, dass die Firma sehr schnell nachgab. Man mache solche Dinge aber (leider) nur im Ausnahmefall und wenn man sich sehr unfair behandelt fühle.

In der Diskussion dann die Frage, ob man das nach China übertragen könnte. Man könne doch nicht einfach neben dem ACGB eine eigene Organisation schaffen. Ja, das sei richtig, man müsse halt innerhalb des ACGB die nötige Unruhe erzeugen. Außerdem gebe es in China auch ganz andere Widerstandsformen, die man in Europa nicht so kenne. Eine definitive Aussage könne ich aber mangels Erfahrungen mit der Arbeitswelt in China nicht machen. Für mich sei klar, dass man die großen wirtschaftlichen Erfolge der letzten 35 Jahre nicht mit Menschen erreichen könne, die mit ihren Arbeitsbedingungen und ihrer Entlohnung sehr unzufrieden seien. Zu meiner Überraschung bekomme ich sehr viel spontanen Beifall. Eine Reihe weiterer Fragen, dann ist Schluss.

Wang will nicht mehr mit zum Abendessen, verabredet sich aber für Mittwoch mit mir. Mit Romy Siegert und dem Fahrer, Herrn Li, gehen wir in ein schönes Restaurant, das Li ausgesucht hat. Romy hat in Bremen Politikwissenschaft studiert und ist seit sechs Wochen in Beijing. Sie kann ein paar Brocken Chinesisch und besitzt einen Fünfjahresvertrag mit der

Stiftung. Ihr Zuständigkeitsbereich ist Sozialpolitik und Arbeitsbeziehungen; da werden wir noch einiges miteinander zu tun haben. Ich erzähle beim Abendessen und bei der anschließenden Fahrt nach Changping eine Menge über meine China-Erfahrungen; es tut schon irgendwie gut, der „Experte“ zu sein. Sie ist eine sympathische Person; man hat den Eindruck, sie saugt alles auf wie ein Schwamm.

Samstag, 13. 4.

Morgens erst mal die Fahnen zu „Internet und Arbeitsrecht“. Ich kriege die 400 Seiten samt dem Stichwortregister zu Ende und muss in Deutschland nur noch ca. 20 Zitate überprüfen, was ich gut beim nächsten Bremen-Aufenthalt machen kann. In die Uni kann ich heute nicht, weil auch in meinem Dienstzimmer die mündlichen Aufnahmeprüfungen für den nächsten Jahrgang stattfinden. Ich merke es allerdings erst, als ich auf meinem Stockwerk angekommen bin und dort die ganzen Kandidaten herumstehen.

Nachmittags dann Spaziergang im Park gegenüber dem Hotel. Ich steige auf den dortigen Hügel, aber man kann nicht weit nach Beijing hineingucken. Bei Heruntergehen spricht mich ein Chinese auf Englisch an. Woher ich denn komme? Aus Europa? Ja, aus Deutschland. Er war oft in Stuttgart, weil er bei Daimler gearbeitet hat. Sie hätten hier ein Projekt gehabt, und dazu hätten sie öfters in die Zentrale gemusst. Das Projekt ist jetzt ausgelaufen, und er ist ersichtlich ziemlich sauer auf – nicht Daimler, sondern die dort tätigen chinesischen Führungskräfte. Die Zuständigkeiten seien meist völlig unklar; die HR-Abteilung rede immer den Fachabteilungen hinein. Ein Direktor sei wieder nach Deutschland zurück, weil er das nicht habe ertragen können. Und außerdem seien die persönlichen Beziehungen dafür maßgebend, ob man etwas werde. Gleichzeitig beklagte er sich aber über den Leistungsdruck. Besonders schlimm sei es mit den Beziehungen in den Staatsunternehmen; dort spiele die Leistung gar keine Rolle. Ich sage ihm, die meisten Staatsunternehmen seien heute wirtschaftlich recht erfolgreich, das könne doch nicht mit Leuten funktionieren, die nur durch Beziehungen zu ihren Positionen gekommen seien. Das will er aber nicht so recht hören. Über die Geschichte werde ich mal morgen Abend mit Haichen reden, die tatsächlich einen Umweg über Changping machen will und die um 17 Uhr 15 am Flughafen ankommen soll.

Um 18 Uhr sind vier Studenten da: Zwei Männer und zwei Frauen. Wir gehen in ein Sichuan-Restaurant gleich um die Ecke, müssen aber ein wenig warten. Das tut man diskret im

Hintergrund; ich erzähle, dass man sich in Deutschland manchmal mitten in die Gaststätte stelle, um auf diese Weise Präsenz zu dokumentieren und sinngemäß „zahl doch endlich“ zum Ausdruck zu bringen. Ähnliches würden sie machen, wenn ein anderer ziemlich lange unter der Gemeinschaftsdusche stehe. Schließlich wird ein Tisch frei, sehr schnell gereinigt, und wir haben zu Fünft Platz.

Wie es eigentlich funktioniere, dass Einzelkinder zu viert oder zu fünft in einem Zimmer schlafen und sich nicht dauernd auf die Nerven gehen, will ich wissen. Am Anfang könne es schwierig sein, sagen sie einhellig, aber später sei es gut. Wenn man ganz allein sei, wäre die Gefahr groß, dass man nicht lerne, sondern z. B. die ganze Nacht Fernsehen gucke oder in Depression ver falle. Dies ist sicher nicht ganz falsch; sie wundern sich, wie viele Studenten z. B. in Deutschland die psychotherapeutischen Beratungsstellen in Anspruch nehmen.

Fang steht in gutem Ansehen, weil er konsequent an seinen Überzeugungen festhalte. Sie lesen alle seinen Blog (ich muss auch einen machen, denke ich mir), manchmal sei er etwas sehr sarkastisch, sagte einer der beiden Männer, den ich im Folgenden den „großen Rundkopf“ nennen will. Daneben gibt es am Tisch den kleinen Rundkopf, die hübsche Studentin und – sagen wir – die andere Studentin. Man findet es schade, dass er nicht mehr Co-Dekan ist – aber da kann man halt nichts machen. Ich erzähle von der Akkreditierungsproblematik, denn Ninon hat sehr schnell geantwortet und bestätigt, dass es keine Akkreditierung gibt. Was geschieht mit einem Diplom, das man in einem Studiengang erwirbt, der nicht akkreditiert ist? Die Unsicherheit wird halt noch ein bisschen größer.

Die hübsche Studentin erzählt, dass sie viel gereist sei, in China selbst, aber auch nach Vietnam und Kambodscha sowie nach Thailand. Vietnam kommt ihr vor wie China vor zwanzig Jahren, was sie natürlich nur aus Erzählungen kennt – genau mein Eindruck. Sie war in Can The, im Mekong-Delta, an das ich keine besonders gute Erinnerung habe. Aber es hat ihr gut gefallen. In Tibet war sie auch, und ich erzähle von unseren Abenteuern 1997: Wir konnten uns wegen der dünnen Luft nur noch ganz langsam bewegen und ich habe die drei Nächte dort kein Auge zuge drückt. In Cuzco in den Anden sei dies ganz anders gewesen. Da hat man im Hotel einen Coca-Tee bekommen, der heiterte die Stimmung auf und machte einen völlig immun gegen die „Höhenkrankheit“. Wir wundern uns alle, dass man diesen Tee noch nicht nach China importiert hat. Es gebe aber eine Pflanze, die man in kochendes Wasser täte, und dann würde sie zwar nicht aufheitern – „das kann doch süchtig machen“ –

aber die Empfindlichkeit gegen die dünne Luft reduzieren. So ganz verbreitet scheint sie aber nicht zu sein. Wir hätten damals einen offiziellen Besuch gemacht – vom Land würde man dabei rein gar nichts mitkriegen. Wir kamen zwar auch aus Lhasa heraus – das dürfen Ausländer sonst nie – aber man kann halt nicht mit den Leuten reden, wie ich dies heute Abend tue. Ich erzählte noch von einer anderen Reise, wo ich in ein Musterdorf geführt wurde; es ist in ganz China bekannt, weil jeder der Bauern in einer Villa wohnt. Rechtzeitig waren sie alle in die Nahrungsmittelbranche eingestiegen und hatten dabei viel Geld verdient. Ich war damals unangenehm aufgefallen, weil ich gerügt hatte, so würden doch wohl nicht alle Bauern leben, man zeige uns nur die Schokoladenseite.

Es ist laut in der Gaststätte und der große Rundkopf macht den Vorschlag, in ein Café zu gehen – nur 300 m entfernt an derselben Straße, aber auf der anderen Seite der Fuxue Lu. Auf dem Weg dorthin sehen wir einen Unfall auf der großen Kreuzung. Ein Lkw, der links abbiegen wollte, erwischte den hinteren Kotflügel eines Toyota. Dessen Fahrer stieg aus und wollte den Lkw-Fahrer verprügeln. Es hätte auch beinahe geklappt, aber die Ausgangssituation bis hinauf zu einem Führerhaus in einem Lkw ist nicht besonders gut, außerdem waren zwei Leute da, die den Wütenden packten und vom Hinaufsteigen abhielten. Sobald sie ihn aber losließen, probierte er es erneut. „Kein Beitrag zur harmonischen Gesellschaft“ bemerkte ich zum Amüsement meiner Studenten. Im Café war es in der Tat sehr viel ruhiger als im Restaurant und man konnte vernünftig reden.

Die 68-er Bewegung, auf die wir wegen Erziehungsfragen und der Haltung der Eltern zu sprechen kamen, war ihnen nicht bekannt. Ich erzählte, dass es in Deutschland ganz zentral darum gegangen sei, dass an der Hochschule nicht die Wirklichkeit der Gesellschaft vermittelt werde. Beispiel Tübingen: Wir hatten damals – mitten im Vietnam-Krieg – einen Hochschullehrer, der wusste gut über die Geschichte Vietnams Bescheid und hielt eine Lehrveranstaltung, die bis Mitte des 19. Jahrhunderts ging. Da machten die Studenten ein Go-in und wollten über den Vietnam-Krieg reden. Das verweigerte er, und so konnte die Veranstaltung gar nicht mehr stattfinden. Man hat sich dann selbst Erkenntnisse über die Gesellschaft verschafft und Marx gelesen, aber auch Trotzki und Lenin und Mao und deutsche Philosophen. Und das hat man dann in viele Veranstaltungen eingebracht oder selbst welche angeboten. So entstand eine Art „Gegenkultur“ zum etablierten Wissenschaftsbetrieb.

Die Studenten hätten sich durchaus die Zeit für solche Aktivitäten genommen. Es hätte keinen Prüfungsdruck wie in China gegeben; wenn man halt erst ein halbes Jahr oder ein Jahr später fertig würde, wäre dies nicht weiter tragisch. Dies hänge auch damit zusammen, dass die meisten durchaus vermögende Eltern hatten und es sich leisten konnten. Wer sozial aufsteige achte viel mehr darauf, möglichst alle Regeln einzuhalten. Mein Vater sei Richter gewesen, aber er selbst sei Sohn eines relativ armen Bauern gewesen und habe sich entsprechend verhalten. Ein bisschen habe das auf mich abgefärbt und deshalb sei ich wenig geeignet, um Umwerfen von Autos mitzuwirken.

Von Rudi Dutschke erzähle ich, der sei ein Symbol gewesen, übrigens kam die Familie aus der DDR, was die Glaubwürdigkeit erhöht habe. Dann das Attentat und die Blockade der Springerpresse – keine Auslieferung der Bildzeitung. Ich war nicht bei der Blockade in Esslingen dabei, weil ich Angst hatte. Sonst wäre ich wahrscheinlich auch nie Professor geworden, denn dann hätten sie mich wegen „Vorstrafe“ abgeschossen. In Tübingen sei Ernst Bloch gewesen, ein marxistischer Philosoph, der bei einer Reise von Leipzig aus im Westen geblieben sei, und der damals regelmäßig im Festsaal seine 2000 Hörer hatte. Einem gewissen Ratzinger seien die Hörer abhandengekommen, weshalb er sich dann nach Regensburg verzogen habe. Aber das ist alles für sie sehr weit weg.

In Frankreich hätten nicht nur die Studenten revoltiert, sondern auch die Arbeiter. Wochenlang hätte man gestreikt und die Studenten hätten sich geweigert, die Examina abzulegen. Das habe zur Folge gehabt (ich erinnere mich), dass die Kliniken Schwierigkeiten bekamen, weil sie keinen Nachschub hatten, und auch die Industriebetriebe keine neuen Ingenieure bekommen hätten. Es habe eine antikapitalistische Volksbewegung gegeben; beinahe wäre die Herrschaft des Kapitals gestürzt worden. Viele hätten eine sozialistische Gesellschaft gewollt.

Das bedurfte ersichtlich der Erklärung. Sozialismus als Perspektive? Nicht leicht, es in zwei Sätzen zu erläutern. Ja, sage ich, über das, was produziert werde, könne der Markt entscheiden. Das führe z. B. dazu, dass man keine Medikamente für Krankheiten entwickle, die es vorwiegend in Afrika gebe, denn die hätten kein Geld, um sie zu kaufen. Reiche Leute würde man aber sehr wohl therapieren können, da würde viel Geld investiert. Man könne stattdessen auch nach politischen Kriterien entscheiden, und das produzieren, wofür ein wirkliches Bedürfnis bestehe. Das Beispiel wird nachvollzogen.

Politisch habe die 68-er Bewegung nichts Wesentliches verändert, aber kulturell eine ganze Menge. Man habe eben die überkommenen Autoritäten nicht mehr anerkannt, und das habe Auswirkungen bis heute. In Deutschland hätten die Herrschenden sich gesagt, es sei nicht gut, wenn es an jeder Uni ein paar Revoluzzer gäbe; die würden immer für Unruhe sorgen. Deshalb hätte man die Uni Bremen geschaffen und die klügeren von ihnen dorthin berufen. Da sie zu vielen Fragen unterschiedliche Positionen gehabt hätten, hätten sie sich schrecklich gestritten und wären deshalb ineffektiv geblieben. Den Mechanismus verstehen die vier sofort; auf diese Weise seien die anderen Unis ruhiggestellt worden. (Bei Asterix haben die Römer den Tullius Destructivus nach Gallien geschickt, um die mutigen Gallier gegeneinander aufzubringen – ein wahres Genie, das man mal den Löwen vorgeworfen hatte und das so geschickt mit ihnen umgegangen war, dass sie sich anschließend gegenseitig zerfleischt haben. Heute treibt der ideelle Gesamt-Tullius sein Unwesen in der Links-Partei – aber das alles kann ich ihnen nicht erklären).

Ich erzähle noch ein bisschen über die Studentenbewegung in Chile; die scheint ganz ähnlich wie einst in Deutschland zu sein. Kleine eigene Erinnerung: Ich war vor ca. zehn Jahren mal dort und habe bei einer Uni in Santiago einen Vortrag gehalten: Die kleinste kritische Bemerkung wurde mit Beifall bedacht. Irgendwie zeichnete sich da schon was ab.

Der große Rundkopf meint, die Kinder der Vermögenden seien in der Tat eher zu ungewöhnlichen Handlungen bereit. In seiner Schulklasse seien zwei Schüler für eine „Agency“ für „national security“ angeworben worden. Da hätten sie eine interessante Tätigkeit, würden aber gar nicht viel verdienen. Die hübsche Studentin meinte, so was habe sie noch nie gehört. Doch er erzählte weiter: Sie würden eine Arbeit „im Hintergrund“ machen, beispielsweise Daten auswerten oder hätten auch mal einen konkreten Einsatz, um eine bestimmte Meinung auszukundschaften, wenn es um Ausländer gehe. Auch würden sie vermitteln, wenn zwei Behörden nicht miteinander auskommen würden – der Geheimdienst als Mediator, nicht ganz uninteressant. Nun ist das Ganze aber nicht sehr logisch, weil ich nicht glaube, dass sie besonders schlecht verdienen und das Ganze dann so ähnlich wie die 68-er betreiben. Im Übrigen würden andere Staaten solche Einrichtungen auch kennen, meine ich. Ich erzähle, wie mich mal der CIA überreden wollte, in der Sowjetunion Isolatoren zu fotografieren. Ich hatte abgelehnt, aber andere hatten es gemacht und hätten zehn Jahre

Sibirien bekommen. So sei es halt manchmal doch gut, wenn man eine kleine Kompassnadel hätte.

Der große Rundkopf meint weiter, überall herrsche bei ihnen in China Wettbewerb. Man könne kein Vertrauen mehr zu den anderen haben, niemand tue mehr was für die Allgemeinheit, keine „community work“. Das sei bis in alle Einzelheiten des Lebens hinein zu spüren. Hans aus München hat die ersten beiden Teile des Tagebuches gelesen, und brachte das auf einen ganz ähnlichen Nenner.

Aber es gebe doch in der Partei Leute, die das auch kritisieren, meinte ich, die das Programm einigermaßen ernst nehmen. Ich erzähle, wie ich mal im Flugzeug die deutsche Fassung gelesen hätte, ein bisschen argwöhnisch beäugt von meiner Umgebung in der business class. Da sei doch das sozialistische Ziel ganz klar benannt, allerdings erst in hundert Jahren zu verwirklichen. Genau das war der Punkt: Es gebe da einen „gap“, eine Lücke, zwischen der Perspektive und der Gegenwart. Ob man das nicht mit den Professoren diskutieren könne, so wie jetzt heute Abend? Kaum, meinten sie, die hätten keine Zeit. Aber im Marxismus-Kurs, da komme es doch in Betracht. Da wolle man nur Examen machen und pauke die möglichen Fragen, mehr nicht. Aber wenn man mal einen Professor so nebenbei frage, das sei doch nicht so aufwendig. Doch da komme nur raus: Habt Vertrauen in die Führung der Partei, die wissen schon, was sie tun. Die Partei habe immer Recht. Ich erinnere an das Lied von Louis Fürnberg, wo der Refrain ausdrücklich so gelautet hätte, so gut sei eine solche Haltung aber nicht gewesen. Es sei halt nichts zu machen, die Professoren für Marxismus seien auch nicht besonders gut, meinen sie. Ich erzähle ihnen, ich hätte mal angeboten, einen Kurs über Marxismus zu machen. Fang hatte mir dann gesagt, ich könne das in seinen Kurs einbringen, aber später habe er es mit keinem Wort mehr erwähnt. Irgendwie amüsiert sie das. Der kleine Rundkopf meint, ich hätte ein interessantes Leben, alle nicken. Na ja, das war ja heute auch eine geballte Ladung, immer kommen solche „highlights“ nicht vor.

Ob man eigentlich eine Veranstaltung außerhalb des offiziellen Programms anbieten könne, will ich wissen. Ja, das hätte es schon gegeben. Das Thema dürfte aber nicht etwa „Kritik des Parteiprogramms“, sondern müsse „Sozialer Wandel in China“ lauten. Eine Veranstaltung dieser Art gab es: Ein chinesischer Professor an der CESL, drei Jahre in Harvard studiert, habe eine Veranstaltung: „How to be successful“ gemacht. Die habe im Keller stattgefunden (eigentlich erstaunlich), und er habe die These vertreten, erfolgreich sei, wer immer die

Überzeugung habe, die richtige Wahl getroffen zu haben. Wer aus Harvard kommt, hat ein unwiderlegbares Recht auf Banalitäten...

Ob ich eigentlich die Marktwirtschaft hasse, will die Studentin wissen. Nein, sage ich, Hass sei sowieso ein schlechter Ratgeber, da mache man viele Fehler. Ich würde sie kritisieren, ja, aber wegen ihrer Konsequenzen. Und zu Hause in Deutschland würde ich manchmal sagen: „Es gibt ein Leben nach der Marktwirtschaft“, was die Leute immer an den christlichen Grundsatz „Es gibt ein Leben nach dem Tode“ erinnere. Die Erinnerung an die Vergänglichkeit auch der Marktwirtschaft würden manche Leute gar nicht gerne hören.

Wir trennen uns so gegen 11 Uhr – für chinesische Verhältnisse sehr spät. Fünf Stunden haben wir miteinander geredet. Irgendwie waren die Probleme in verdichteter Form zum Vorschein gekommen.